

IN DIESER AUSGABE

Nach Ende des 2. Weltkriegs tut sich Erstaunliches. Überall wird gesungen, konzertiert, Theater gespielt. Jürgen Hinrichs berichtet

SEITE 2

Als Kind erlebte Charlotte Mohring großbürgerlichen Alltag in Löhne. 93-jährig erinnert sie sich – Monika Guist über Charlotte Mohring

SEITE 3

Eine aktive Kaufmannschaft verwirklicht eine große Idee. Christoph Laue über die Anfänge des modernen Weihnachtsmarktes

SEITE 4

Lange bevor Landrat von Borries ein E-Werk gründete, sorgten technische Pioniere für Licht und Antrieb aus Strom. Christoph Mörstedt über Strom-Pioniere in Ravensberg

SEITE 5

Ein kleiner Vogel aus der Arktis auf dem Schilfteich versetzte Ornithologen in Verückung. Eckhard Möller über das Thorshühnchen vom Füllenbruch

SEITE 6

Herford ist Heimat für Menschen aus vielen Kulturen. Théophile Bonhert gehört dazu. Die HF-Serie Migrations-Geschichte(n)

SEITE 7

Eine Herforder Initiative zur Wiedereinführung der Anrede „Ihr“ machte vor fast hundert Jahren international Schlagzeilen.

Sven Krügers Bericht darüber steht auf

SEITE 8



Neubeginn des Herforder Weihnachtsmarktes: 1966 schlossen aktive Einzelhändler sich zusammen – von Glühwein war da noch nicht die Rede. Der Bericht über die Initiative steht auf der HF-Seite 4

FOTOS: KOMMUNALARCHIV

Zigarre gegen Tannenbaum

Vorweihnachtlicher Tauschhandel ruft die strenge Preisaufsicht auf den Plan

VON CHRISTOPH LAUE

Der Nachkriegswinter 1946/47 war einer der kältesten des 20. Jahrhunderts. Eisiges Wetter, Kohlemangel und Versorgungsprobleme machten ihn für Viele zum Hungerwinter. Auch im Winter darauf litten die Menschen unter eisiger Kälte und Versorgungsproblemen. Trotzdem wollten sie unter einem Weihnachtsbaum feiern. Dafür nahmen sie viel in Kauf.

Die Bäume waren damals traurig anzusehen, wie Fotos beweisen. Beim Baumverkauf auf dem Münsterkirchplatz gab es allerdings auch prächtigere Exemplare. Wofür sich entscheiden? Und vor allem wie bezahlen?

Noch galt die Reichsmark, und fast alles war nur über Bezugsscheine und Marken erhältlich; es war rationiert und unterlag der Preisüberwachung durch Kreis und Stadt Herford. Kein Wunder also, das auch mit Weihnachtsbäumen ein Schwarzhandel getrieben wurde.

Mitte Dezember 1947 prüfte



Gut gewachsen? Baumverkauf 1947 auf dem Münsterkirchplatz

die Kreisverwaltung beim Gärtner Friedrich Rolf in Bündel die Preise für Weihnachtsbäume. Dessen Schwiegersohn Karl Biesemeier hatte 50 Bäume für je 3 Reichsmark (RM) bei Paul Siedler in Bündel angekauft und für 2 bis 4 RM „und einer zusätzlichen Forderung von einer Zigarre“ weiterverkauft, wie die strengen Beamten feststellten. Damit machte er sich einer

Preisüberschreitung schuldig. Die Preise für Weihnachtsbäume waren vom Wirtschaftsminister in Düsseldorf auf 1,50 RM für 70 bis 130 Zentimeter und 2,30 RM für Bäume von 130 bis 200 Zentimetern festgelegt worden.

Zudem galt die Forderung einer Zigarre den Behörden als „unzulässige Preiserhöhung“ zum „Nachteil des Verbrauchers“. Die Zigarren wurden beschlagnahmt und ein „Überpreis“ von 1,10 RM pro Baum ermittelt. Biesemeier bekam im Februar 1948 seinen Ordnungsbescheid und musste 200 RM Strafe und 69,55 RM Gebühren zahlen. Die Zigarren landeten bei der Preisbehörde Herford.

Fündig wurde die Behörde auch beim Kohlenhändler Fritz Korfmacher aus Spradow. Dieser forderte für seine Weihnachtsbäume je nach Größe 2 bis 7 RM und eine Zigarre pro Baum. Auf diese Weise wollte er 168 Bäume verkaufen, die er beim Bauer Heinrich Holzmeier in Oberbauerschaft gegen 168 Zigarren erhalten hatte.

Der Befund der Aufseher:

Preisüberschreitung, Änderung der Zahlungsbedingungen zum Nachteil des Verbrauchers, verbotener Tauschhandel. Da für eine Zigarre ein Wert von 0,65 RM angesetzt wurde, kam der Preisprüfer Borchert in seiner Berechnung auf einen Mehrerlös von 267 RM. Er beschlagnahmte 78 Zigarren und Zigarillos und übereignete sie der Preisbehörde Herford. Auch Korfmacher musste Strafe und Gebühren bezahlen: 492,15 Mark.

Ob auch der Herforder Weihnachtsbaumhändler zusätzliche Geschäfte machte, ist nicht bekannt. Immerhin waren Weihnachtsbäume ohne Zuteilungsscheine oder Bezugsmarken handelbar. Fast alles andere – Haushaltsgeräte, Kleidung, Säuglingsausstattung, Kinderwagen, Haus- und Tischwäsche, Betten und Zubehör, Möbel, Gardinen, Schuhe, Lederwaren, Kesselöfen, Waschkessel, Radios, elektrische Geräte, sogar Aktentaschen unterlagen dagegen der Bewirtschaftung, ebenso wie alle Tabakwaren. Kein Wunder, dass sie bei den Weihnachtsbaumverkäufern so begehrt waren.

Shakespeare am Wilhelmsplatz

Die Anfänge des städtischen Kulturlebens nach dem 2. Weltkrieg

VON JÜRGEN HINRICHS

Die Deutschen sollten sich nach der Kapitulation 1945 auf christliche Werte, ihre Kultur und bewährte Institutionen besinnen, empfahl im gleichen Jahr der Historiker Friedrich Meinecke. In Herford wurde das beispielhaft umgesetzt.

Die Nationalsozialisten hatten das Kulturleben nach 1933 grundlegend verändert. Der NS-Kulturbund hatte die Vereine zusammengefasst, sie ideologisch verändert und gemäß einem Führerprinzip formiert.

Die Jahre 1945 und 1946 zeichneten sich trotz materieller Beschränkungen und Zerstörungen durch ein kulturelles Aufblühen aus, wie es nicht erwartet werden konnte. Als die Parteien sich konstituierten, hatten kulturelle Institutionen bereits gute Arbeit geleistet.

Zunächst hatte die Besatzungsmacht die Kulturarbeit dem Rechtsanwalt Ehrhard Brandt übertragen. Der gründete den Kulturdienst Herford-Stadt und Land. Nach der ersten Kommunalwahl im Herbst 1946 übernahm der Kaufmann Richard Heidbreder den Vorsitz im Kulturausschuss.

Beider Arbeit trug Früchte. Gleich im ersten Jahr seines Bestehens besuchten 100.000 Interessenten die Veranstaltungen des Kulturdienstes.

Das Neue Theater, zunächst eine Notgemeinschaft von Schauspielern, wurde gegründet. Spielorte waren das Logenhaus, das die NSDAP beherbergt hatte (welche sinnvolle Neunutzung), und das Capitol-Lichtspielhaus.

Mit Schillers Kabale und Liebe trat das Theater im November 1945 erstmals auf. Hebbels Maria Magdalena folgte. Die Westfalenzeitung, im ersten Nachkriegsjahr die einzige Zeitung in zweimal wöchentlicher Erscheinungsweise (ab 19. Mai) berichtet von besonderer Ergriffenheit des Publikums.

Bereits im September 1945 war von einem Theaterring Detmold-Herford-Minden Shakespeares Sommernachtstraum als Freilichtveranstaltung aufgeführt worden. Der Wilhelmsplatz war zu einer Naturbühne umgestaltet worden.

Zum Jahresausklang 1945 bot das Neue Theater einen Bunten Silvesterabend mit seinem Ballett und erhellte damit die Tristesse in Herford. Mit einem Weihnachtsmärchen erfreuten die Schauspieler Kinder.

Eine große Freilichtauffüh-



Bühne für den Neuanfang: Der Saal im Logenhaus (hier ein Foto aus der Nazizeit) erlebte die ersten Theater-Aufführungen nach dem Zusammenbruch und war auch ein beliebter Konzert-Saal. FOTO: KAH

rung folgte in 1946: Hebbels Nibelungen vor der Münsterkirche. Selbst an Goethes Faust wagte man sich im April heran.

Bis zum Frühsommer 1946 war das Herforder Theater in die englische Truppenbetreuung mit einer viel beachteten Westphalia-Revue eingebunden.

Die Lichtspielhäuser eröffneten im Sommer 1945 wieder.

Die Radewiger Kantorei und andere Kirchenchöre boten geistliche Konzerte. Herfords Organisten und Kirchenchorleiter schlossen sich im Dienste der Musica Sacra zusammen. Die Anfänge der Hochschule für Kirchenmusik reichen in diese Zeit.

»Ein Gefühl der Befreiung beflügelte Planen und Schaffen«

Auch das weltliche Musikleben durfte in den Nachkriegsjahren eine Renaissance erleben: Der Volkschor unter Gustav Rost erstand wieder und bot im Frühjahr 1946 Frühlings- und Heimatweisen. Der Städtische Kammerchor unter Martha Ebbinghaus stellte sich mit Proben aus der Matthäus-Passion wieder vor. Auftrittsorte waren der Logensaal, der in der ersten Nachkriegszeit zur zentralen Kulturstätte wurde.

Die erste kammermusikalische Feierstunde am 22. Juli 1945, 11.30 Uhr, im Capitol war gleichsam der Neubeginn musikalischen Schaffens in Herfords Nachkriegszeit.

Das Neue Städtische Orchester konstituierte sich und bot am

Buhtag, 23. November, ein ernstes Konzert mit Schuberts h-moll-Sinfonie und der Leonoren-Ouvertüre. „Ein Gefühl der Befreiung beflügelte Planen und Schaffen. Befreit von bösem Zwang“, schrieb die Zeitung. In den Weltlichtspielen fanden Morgenfeiern mit Lyrikbeiträgen und Liedvorträgen statt, veranstaltet vom Kulturdienst. Dieser bemühte sich auch um Referenten. Gertrud Bäumer hatte er Ende November 1945 mit zwei Vorträgen über „Schöpferische Perioden im Leben des deutschen Volkes“ gewonnen.

Die Volkshochschule arbeitete bereits 1946. Im Programm

ger in Stadtrundgängen mit ihrer neuen Heimat vertraut.

Die Männergesangsvereine Quartettverein und Sangeslust lebten wieder auf. Der Schachverein gründete sich wieder und traf sich im Weinclub bei der Alten Post. Die Sportvereine bildeten sich wieder und organisierten 1946 den traditionellen Wall-Lauf von 3000 Meter als Auftakt der Sommersaison für die Leichtathletik. Die Stuckenbergfeste wurden wieder gefeiert. Doch auch Neugründungen erfolgten: 1946 Gehörlosen-Sportverein und Tanzverein Grün-Gold-Turnier-Club. 1947 stellte die Stadt 5000 RM für Kulturpflege in ihren Haushalt ein.

Die Stadt zeigte sich gegenüber ihren Kulturschaffenden aufgeschlossen. So war das Theater auf zusätzliche Einnahmen durch Gastspiele angewiesen. Doch für Fahrten stand kein Treibstoff zur Verfügung. Oberstadtdirektor Meister half durch Abzweigung aus dem städtischen Benzinkontingent.

Die Währungsreform 1948 verlangte eine Koordinierung kultureller Veranstaltungen im Regierungsbezirk Detmold. Regierungspräsident Heinrich Drake war zusammen mit den städtischen Verwaltungsbeamten darum bemüht. Allerdings ein schwieriger Prozess.

Heute gibt es eine bereinigte Kulturlandschaft in OWL, die Herford mitgestaltet. Übergreifend: Theater in Detmold und Bielefeld, Nordwestdeutsche Philharmonie in Herford. Die Aufteilung trägt sich und ist zukunftsfähig.

Bücher für den Gabentisch

Bünde in alten Ansichten: Ein Foto-Kalender mit Aufnahmen aus der Tabakstadt der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Erhältlich im Bänder Rathaus und den örtlichen Buchhandlungen. Preis: 5 Euro

Kleinbahn-Erinnerungen: Der Kleinbahnverein Enger schickt seinen Wandkalender 2013 auf die Strecke. Historische Aufnahmen von Wallenbrück bis Vlotho, von Herford bis Bielefeld. Erhältlich in den Buchhandlungen Am Roseneck (Vlotho), Kuhlmann (Enger), Nottelmann (Spenge) sowie in Herford im Kleinbahnhof (BKK), bei Betten Schewpe und bei Buchhandlung Otto. Preis: 12,50 Euro

Historisches Jahrbuch 2013 Der Kreisheimatverein legt nach: Die frische Ausgabe des Jahrbuchs bringt es auf 304 Seiten bei unverändertem Preis. Mit Aufsätzen und Fotos aus allen Ecken des Kreises: Die Vlothoer Brauerei Volbracht und Bündes Kinos, Herfords Friedrichs-Gymnasium und Engers Bauern sind dabei – und ein Pilgerzeichen aus dem Untergrund der Spenger Werburg. In allen Buchhandlungen. Preis: 14,90 Euro.

Muss ja! Typisch Ostwestfalen. Eine satirische Dokumentation mit dem Kabarettisten Harald Meves und der Kreativwerkstatt Medien der Uni Bielefeld. DVD (55 Min.), 11,95 Euro Erhältlich bei www.nodmedia-shop.de

Hertha Koenig: Der Zuckerkönig. Eine Familiengeschichte. Roman – Pendragon-Verlag 19,95 Euro. Zuerst erschienen unter dem Titel «Der Fährschreiber von Libau».

Heinrich Rütting: Gelehrte Bildung und Humor in Bielefeld. Eine Satire auf die Eliten der Stadt Bielefeld und der Grafschaft aus dem Jahr 1692. Verlag für Regionalgeschichte 2009. Ein erfreuliches Büchlein aus 75 Seiten, sorgfältig ediert, wunderbar erzählt – und es kommen auch Herforder Familien vor.

Otto Franz Krauß: Mensch mit Humor im Frack (Text Wilfried Sieber) ist die jüngste Veröffentlichung der unverändert produktiven Geschichtswerkstatt Exter (36 S., 148x210 mm, 10 Abbildungen). Hier geht es um einen Humoristen aus den 20er- und 30er-Jahren, den es ins tiefste Ostwestfalen verschlagen hatte – nach Exter.

Rückblick aus Kallaroo nach Löhne

Charlotte Mohring (93) war als Kind oft Gast in der Löhner Villa Meyer

VON MONIKA GUIST

Im westaustralischen Kallaroo hat Charlotte Mohring im HF-Geschichtsmagazin den Artikel über die Geschichte der Villa Meyer in Löhne (HF Nr. 81) gelesen. Dazu hat sie einiges zu erzählen. Also setzte die 93-Jährige sich an ihren Computer und schrieb.

Charlotte Mohring wurde am 4. Februar 1919 in Wuppertal als Tochter eines Violinisten und einer Cellistin geboren. Das unstete Musikerleben des Vaters führte zur Scheidung der Eltern, als Charlotte dreieinhalb Jahre alt war. „Ich wurde in ein Kinderheim in Kreuznach verfrachtet. Es waren dunkle Zeiten, bis mein Vater 1924 wieder heiratete, eine Irma Sprungmann!

Ich war ein ziemlich kümmerliches kleines fünfjähriges Ding damals. Nach einigen Jahren, als die Wirtschaft weder Geld noch Zeit für Musiker hatte, erschien Löhne mit dem reichen Onkel ein feiner Ferienort für diesen armen Micker“, stellt Charlotte den Bezug her zur Löhner Villa von Georg und Gretel Meyer. Gretel Meyer, geborene Sprungmann, war die jüngere Schwester ihrer Stiefmutter Irma.

Charlotte war häufiger Gast der Meyerschen Villa zwischen 1927-1932. Sie erinnert sich sofort an den großen Garten der Villa, „der sich wunderbar zum Verstecken von Ostereiern eignete“.

Sie hat zahlreiche Erinnerungen an Details: „Was heute das Ständesamt-Zimmer ist, war früher das Herrenzimmer von Onkel Georg. Auf der Balustrade wurden Grammophon und Filmprojektor aufbewahrt. Wenn niemand zuhause war, durfte der Chauffeur, ich glaube er hieß Ewald, für uns Kinder Filme drehen wie Charly Chaplin, Laurel und Hardy, Buster Keaton.

In dem Zimmer war auch die



Von Löhne nach Afrika und Australien: HF-Leserin Charlotte Mohring mit ihren fünf Kindern an ihrem 90ten Geburtstag am 4. Februar 2009 in Kallaroo im Westen Australiens.

Bibliothek mit Büchern des Krieges und einem großen Bild von Onkel Georg im Korb eines Ballons. Das Deckengemälde im Eingang hatte mich nie berührt, wohl aber das Bild, als eines Sommerabends Tante Gretel in voller Regalia, bereit zur Oper, in der Eingangstür stand und auf Ewald wartete mit dem Maybach vorzufahren. Wir Kinder standen sehr beeindruckt da.“

Charlotte weiß zu berichten, dass die Treppenstufen der Villa mit Schubladen versehen waren. Mit Begeisterung erinnert sie sich an den Spaß der Kinder „wenn wir Spielzeuge versteckten und nun mit lautem Gepolter die Schubladen aufrissen und zustießen, bis eben alles gefunden war.“

Auch das Jagdhaus des On-

kels am Steinhuder Meer kennt sie noch, mit der „kleinen Jagd für Rebhühner, Fasane und Hasen und der Grossen Jagd, weiter fort, wo Onkel Georg mit Gleichgesinnten das Leben der Rehe, Hirsche und Wildschweine erschwerte. Zu den passenden Jahreszeiten hing das Wild in den Kellern der Villa. Die Köchin konnte ihren Kochgelüsten fröhnen – Rebhuhn mit Ananas-kraut ist mir noch in lebhafter Erinnerung“.

Nach der Scheidung des Vaters von Irma Sprungmann 1933 schloss sich für Charlotte die Tür in Löhne. Aus Kostengründen musste sie mit 15 Jahren ihre Schullaufbahn beenden.

Als sie 1938 die Möglichkeit bekam als Haustochter für zwei Jahre nach Tanganyika zu ge-

hen, musste sie nicht lange überlegen.

Bildhaft erzählt sie vom Zauber ihres Neuanfangs als Neunzehnjährige auf der Sassani Farm von Dieter Maurer und seiner aus Wuppertal stammenden Frau in Ostafrika. Dort betrieb das Ehepaar eine erfolgreiche Farm mit Vieh- und Pferdezucht.

Charlotte schiffte sich zusammen mit Frau Maurer und deren beiden Kindern 1938 ein und schipperte „durchs Mittelmeer, Port Said, Rotes Meer, Ostküste runter bis Mombasa. Alles war für mich ein Erlebnis größter Bedeutung und Begeisterung: Die Kaskaden von lila Bougainvillea an einem Haus, die Fahrt entlang des Suezkanals, der Basar in Port Said, Curry und Reis mit allen Zutaten in einem Hotel in Mombasa.“

Ihr erster Morgen auf der Veranda der Farm, den Kilimandjaro mit Gletscherkappe vor Augen, ist ihr unvergesslich geblieben, denn „ein zukünftiges Leben in Weite und fremden Ländern war besiegelt.“

Das ehemalige Deutsch-Ostafrika gehörte ab 1918 zu Großbritannien. Dennoch war „die weiße Bevölkerung in Tanganyika zum größten Teil deutsch, es gab kaum englische oder südafrikanische Farmer. In den Städten war es anders. Im Norden wurde Kaffee angebaut, einige Wenige wie wir, melkten Kühe,

deren Milch nächtlich in der Runde von den Farmern abgeholt, nach Moshbi gebracht, pasteurisiert und verbuttert wurde.“

Als Haustochter passte sie unter anderem auf die Kinder auf, „wir gingen mit ihnen oft etwas die Straße entlang spazieren, nicht zu weit außer Sicht, denn das wilde Afrika war noch sehr in der Nachbarschaft. Der freundliche und friedliche Verlauf der Farm wurde brutal durch den Ausbruch des Krieges 1939 verändert.“ Alle deutschen Männer und Frauen wurden getrennt und auf Umwegen nach Südafrika gebracht.

Tatsächlich war Tanganyika die erste Station einer langen Lebensreise in der Weite und fremden Ländern. „Später, im Internierungslager in Südrhodesien, lernte ich meinen Mann kennen, den Vater meiner fünf Kinder. Nach dem Krieg konnten wir im Lande bleiben. Bettelarm, aber voller Begeisterung wurde eine Gemüsefarm aufgebaut, zwischen Bulawayo und den Victoria Falls.

Es kamen die Zeiten der schwarzen Unabhängigkeitskämpfe. Mein Mann, der 13 Jahre älter war als ich, wollte das nicht erleben. Wir wanderten 1958 mit unseren Kindern nach Australien aus, wo ich nun einem Ende fröhlich in die Augen sehe“, fasst die alte Dame ihr Leben zusammen. Sie tut es nicht ohne „leise zu kichern über all die Umstände und Umwege, welche diese Korrespondenz zustande brachte - und das sozusagen kurz vor Toresschluss.“

Info

Charlottes Stationen

- ◆ Tanganyika ist eine alte Bezeichnung für das Festland von Tansania, das ehemalige Deutsch-Ostafrika.
- ◆ Mombasa ist die zweitgrößte Stadt in Kenia, wichtigste Hafenstadt Ostafrikas am Indischen Ozean.
- ◆ Voi: Marktstadt in Südkenia am Knotenpunkt der Eisenbahnlinie von Nairobi nach Tansania.
- ◆ Moshi: Stadt im Nordosten von Tansania am Südhang des Kilimandjaro, unweit zur Grenze zu Kenia.
- ◆ Südrhodesien ist der Name der früheren britischen Kolonie im südlichen Afrika – heute Simbabwe.
- ◆ Kallaroo liegt im Westen Australiens.



Blick ins Treppenhaus der Villa Meyer: In die Treppen waren, heute nicht mehr sichtbar, Schubladen eingebaut. FOTOS: KIEL-STEINKAMP



Markant: Deckengemälde in der Villa Meyer.

Lichterketten locken Leute

Ohne großstädtischen Rummel wollen Herforder Einzelhändler 1966 den Weihnachtsmarkt neu erfinden

VON CHRISTOPH LAUE

Ende Oktober 1966: In kleinem Kreise wird Großes geplant. Kaufmann Heinz Köhler, Elektromeister Paul Kaiser und Stadtoberinspektor Hans Wortmann besprechen eine neue Schmückung des Alten Markts zu Weihnachten: „Die Anwohner des Alten Marktes beabsichtigen in diesem Jahr erstmalig, einen Weihnachtschmuck nach anliegender Skizze zu machen“.

Es handelt sich um Lichterketten mit Tannenzweigen und Sternen. Von der Stadt erwarten die Geschäftsleute für „die Aufstellung eines beleuchteten Weihnachtsbaumes“ und für vier neue Fahnenmasten zu sorgen. Die Masten übernimmt die Stadt. Doch da in den „städtischen Waldungen keine geeignete Fichte vorhanden“ sei, wird Köhler gebeten, den Baum selbst zu besorgen.

Am Rande ist vorgesehen, „auf dem Alten Markt einige Kuchen-, Spielwaren- und ähnliche Verkaufsbuden von Herforder Schaustellern aufzustellen zu lassen. Die Rückfront der Buden soll durch Tannen oder Märchenmotive verdeckt werden.“

Dies sind die Anfänge des modernen Weihnachtsmarktes in Herford. Von Bier und Bratwurst, geschweige denn Glühwein keine Spur. Bei Kurt Freitag vom Mitteldeutschen Verein reisender Schausteller soll nachgefragt werden, ob Interesse bestände, „zwei Kuchenbuden und eventuell ein Karussell“ aufzustellen.

Für die zahlreich erwarteten Gäste werden – da ja der Alte Markt als Parkplatz teilweise wegfällt – viele Parkflächen wie der Schulhof des Friedrichsgymnasiums an der Brüderstraße bereitgestellt.

Die Idee zieht Kreise und der Weihnachtsmarkt komplettiert



Tausend Meter Tannengirlanden: So begann 1966 die Weihnachtsbeleuchtung auf dem Alten Markt.

FOTOS: KAH/SAMMLUNG HEESE

sich: Ende November wird der Werbegemeinschaft Alter Markt erlaubt, zu „Weihnachtswerbezwecken“ ein „Ponykarussell, 2 Kuchenbuden, 1 Mandelbrennerei und eine Orgel aufzustellen“. Betreiber des Ponykarussells ist Willi Laffontin junior aus Herford.

Zu Dekorationszwecken liefern die Firma Lakemeier und die Tischlerei Klingenberg größere Häuserkulissen. Das Werbeatelier Karl-Heinz Schoffer sorgt für Deko-Arbeiten. Auf dem Parkplatz zwischen Klingenthal und Köhler (etwa an der Bügelstraße) stellt Robert Rau eine Kindereisenbahn auf.

So kann der Herforder Bürgermeister Dr. Kurt Schober am 25. November 1966 den Weihnachtsmarkt eröffnen. Rekordverdächtig ist die 44 Meter lange Front von Holz-Hausfassaden, hier lebt das 1878 abgebrochene

Altstädter Rathaus wieder auf. Die Zeitung schreibt: „Sinnend mag hier mancher Herforder verweilen, der guten, alten Zeit nachtrauernd“.

1966 erinnern sich nur noch Wenige an den 1934 zuletzt stattgefundenen alten Weihnachtsmarkt.

Jetzt beginnt eine Zeit mit Superlativen: „Über 1000 Meter lang sind die Tannengirlanden, über 1000 Meter lang sind auch die Lichterketten mit ihren 3000 Birnen. 60 Sterne lockern das Bild auf.“

Betont wird aber auch, das Herford auf „großstädtischen Rummel“ verzichtet. „Licht lockt Leute“ ist stattdessen der Slogan. „Der Weihnachtsmarkt am Alten Markt wird jedenfalls seine Anziehungskraft auf jung und alt nicht verfehlen.“

Bleibt der Wunsch, daß er wieder, wie in den 30er Jahren zu-

vor, zu einer ständigen Einrichtung wird.“ Diese Hoffnung des Zeitungsredakteurs hat nicht getrogen, bis heute ist der Platz der Hauptanziehungspunkt in Herford, auch wenn sich der Charakter seit 1966 stark verändert hat. Am ersten Weihnachtsmarktwochenende – mit verkaufsoffenem Sonnabend – kamen „viele Tausende Herforder und auswärtige Gäste“, eine „Parkplatznot“ blieb aus.

Doch auch die anderen Kaufmannschaften schliefen nicht. An der Ecke Berliner-/Lübberstraße wurde eine „Attraktion“ der Schausteller – ein Karussell – aufgebaut.

Auch der „Silberne Samstag“ am 10. Dezember erfüllte die Erwartung der Kaufleute. Die Möglichkeit der Plünderung eines Hexenhäuschens hatte „viele Hundert auf den Alten Markt gelockt“. Für den 17. planten die

Kaufleute erneut eine Überraschung.

Der Erfolg war so groß, dass klar war: Der Weihnachtsmarkt wird zur ständigen Einrichtung. 1967 wurde die bis heute weitergeführte Idee der Licht-Tore an den alten Stadttoren geboren. Der Weihnachtsmarkt 1967 erstreckte sich bereits „über die ganze Stadt“. Ein Nikolaus übergab der Stadt einen „Wunschbrief“ der Kaufmannschaft, in dem eine festliche Weihnachtsbeleuchtung an den Eingängen zum Stadtzentrum, eben die Lichter-Tore, gewünscht wurden.

Ein Bratwurst-Stand ist erstmals für den Weihnachtsmarkt 1973 nachzuweisen. Betreiber war Hans Reckendorf, der am Lübbertor (HF Nr. 82) seinen Betrieb hatte. Ein Glühwein-Stand, betrieben von Louis Pappaloni, erscheint erstmals 1981 in den Standgenehmigungen.

Im gleichen Jahr äußerte Kaufmann Kox die Kritik, dass der Markt „nicht dem Charakter eines typischen Weihnachtsmarktes entspräche“. Er solle keinen „kirmesähnlichen Charakter“ haben.

Da aber eine „Synthese zwischen Schaustellern und der Kaufmannschaft“ hergestellt werden müsse, kamen die Teilnehmer der Besprechung im Rathaus zum Ergebnis, dass der „Charakter einer Weihnachtsmarktveranstaltung stärker als bisher betont werden müsse.“ Diese Kritik ist bis heute nicht verstummt – doch von Jahr zu Jahr wird sie leiser.



Rathaus-Nachbau aus Holz: Historische Zitate (rechts) sollen Behaglichkeit verbreiten.



Anfang mit fünf Ständen: Der Alte Markt war nur spärlich bestückt. Eingerahmt war die Fläche von gemalten Häuserkulissen.

Die Strom-Pioniere im Herforder Land

Die Müller lassen es hell werden / Als das EMR kam, hatten es die kleinen Erzeuger schwer

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Männer wie Arnold Riepe brauchen Projekte: Er war Müller in der kleinen Wassermühle mitten in Enger. Weil der Bolldambach zu wenig Wasser führte, hatte er sich eine Dampfmaschine angeschafft und konnte seitdem ohne Wasser mahlen. Findig, wie er war, besorgte er sich noch einen von den neuen Generatoren und erzeugte den allerersten elektrischen Strom in Enger. Man schrieb das Jahr 1898, als es hell wurde in Riepes Mühle.

Bald waren die Nachbarn so scharf auf elektrisches Licht wie er selbst. Er zog Leitungen hierhin und dahin, die ersten Straßenlaternen leuchteten. Bald brauchte der Müller einen zweiten Dampfkessel, dann den dritten. Das Netz breitete sich aus.

Friedrich Bokelmann startete 1892 an Herfords Elisabethstraße. Elektrotechnik, ein ganz neues Fach, hatte er in Berlin studiert. Den Dynamo baute er selbst, den Gasmotor für den Antrieb kaufte er dazu und am Neuen Markt gingen die ersten elektrischen Lichter an. Bald versorgte er etliche Kunden in der Innenstadt mit Strom für Lampen und Motoren.

In Vlotho installierte Ernst Krüger von der Plattenmühle 1902 eine kleine Apparatur für Lichtstrom. Nach zwei Jahren machte er Strom für die Wurstfabrik Ohle gegenüber, eine Bäckerei, eine Maschinenfabrik und ein Restaurant.

So begann das elektrische Zeitalter. Glühlampen und Dynamos wurden industriell produziert. Fernübertragungen mit Drehstrom-Leitungen waren geglückt, in Berlin etliche Kraftwerke „ans Netz gegangen“. Internationale Ausstellungen ganz großen Stils machten Stimmung. In den Zentren hatte die Elektrizität sich schon durchgesetzt, als der Strom schließlich



Kabelmannschaft: Die Männer von der Wassermühle Riepe setzten Masten und zogen Leitungen kreuz und quer durch Enger.

FOTO: PRIVAT

im Ravensberger Land ankam.

Zu jedem Projekt gehörten Schwierigkeiten. Gerissene Leitungen, Spannungsschwankungen, durchbrennende Glühlampen, Kurzschlüsse zogen Blackouts und Verdruss nach sich. Der eigentliche Haken aber war ein rechtlicher: Jedes Mal, wenn eine Strippe auf dem Weg zu einem neuen Stromkunden eine Straße überqueren musste, brauchten die Riepes, Bokelmanns und Krügers eine Genehmigung. Man bekam sie nur unter Auflagen und auf Widerruf – Investitionssicherheit sieht anders aus. Trotzdem ließ sich mit dem Strom Geld verdienen.

Das blieb dem Herforder Magistrat nicht verborgen. Er entschloss sich, das Geschäft selbst zu machen. 1901 kaufte die Stadt die Pepersche Mühle an der Bowerre und ein oberhalb gelegenes Wehr gleich mit. Bokelmann & Kuhlo wurden Genehmigungen zur Überquerung der Straßen versagt und zackig aus dem Markt gedrängt. Nach vier Jahren umfasste das städtische Stromnetz 45, 1910 schon 88 Kilometer. Neben der Wasserkraft

liefen oft Gasmotoren mit. Landrat Franz von Borries dachte weiter: Wenn sich die privaten Anbieter erst die städtischen Rosinen aus dem Markt herausgepickt hätten, würde sich die Versorgung des ländlichen Kreisgebiets – lange Leitungen, geringen Verbrauch – nicht rechnen.

Also: Lieber ein flächiges Netz projektieren mit einer „Überlandzentrale“ in der Mitte. Die skeptischen Bauern im Kreistag überzeugte er, indem er nach den Bürgermeistern den Mindener Landrat Franz Cornelnsen und schließlich die preußische Provinz Westfalen zum Mitmachen brachte. Am 4. März 1909 gründeten sie das Elektrizitätswerk Minden-Ravensberg (EMR), im August des Folgejahres startete das Kraftwerk in Kirchlengern den Probetrieb.

Kaum war der Ausbau des Netzes in Schwung gekommen, brachte der Erste Weltkrieg alle Expansion auf Null.

Müller Akemeier in Hollwiesen erkannte im September 1916, „dass zum Winter Petroleum nicht zu haben sein wird.“ Weil es seine Nachbarn mit ih-

ren Petroleumlampen nicht hell bekamen, wollte er ihnen Lichtstrom aus seiner Mühle liefern. Er bekam die Genehmigung, aber: „Die Leitung ist sofort zu entfernen, sobald das EMR die Stromleitung an die betreffenden Abnehmer übernehmen kann.“ Die kleinen privaten Stromerzeuger wurden nur geduldet; Vorrang für die Behörden hatte das EMR als quasi staatliche Einrichtung.

Trotzdem: Selbst ist der Mann. Bauer Henrichsmeier in Valdorf, Papierfabrikant Carl Süllwald in Vlotho und Müller Schachtsiek an der Aa in Diebrock machten weiter sauberen Strom aus Wasserkraft für den Eigenbedarf. Ganz verwegen: Bauer Niehages Turbinenanlage an der oberen Linnenbeeke hatte ein Nutzgefälle von unglaublichen 19 Metern. Bis 1954 erzeugte er eigenen Strom, erst dann war EMR da.

Die Männer vom Sägewerk Oldemeier in Spenge hatten keinen Bach zur Hand. Sie sägten von Anfang an mit Dampf. Das Werk wuchs zu beträchtlicher Größe. Sobald die Möglichkeit bestand, einen Generator mitlaufen zu lassen, machten sie Strom. Spenger Strom war Saft aus dem Netz des Sägewerks, hergestellt aus Abfällen der Sägerei.

Der größte unter den kleinen Stromproduzenten war Heinrich Schürmann, der Brausemüller. An der Else in Kirchlengern hatte die Brausemühle beträchtliche Wasserkraft. Zu ihren besten Zeiten waren drei Turbinen eingebaut mit zusammen 350 PS Leistung. Wenn kleine Mühlen im Sommer kein Wasser mehr hatten – die Brausemühle lief. Sie produzierte Feinmehl, Gries, Schrot und Graupen, presste Öl

und zersägte Baumstämme. 1902 machte er Ernst mit einem Stromprojekt. Kunden überzeugte er mit der Demonstration einer Kohlefadenlampe in Rabes Bahnhofsgaststätte. Die Zigarrenfabrik Heinecke gehörte zu den frühen Abnehmern, die Bäckerei Wöhrmann kam hinzu und die Schule Südlengern-Dorf. Hauptlehrer Kirchhoff war helle genug, sich für Licht in der Schule stark zu machen. 150 landwirtschaftliche und 180 gewerbliche Kunden sowie 2.000 Haushalte versorgte der Brausemüller während des Zweiten Weltkriegs.

Da war das EMR Heinrich Schürmann schon dicht auf die Pelle gerückt. Das ebenfalls an der Else gelegene Kohlekraftwerk brauchte Kühlwasser und staute der Brausemühle von unten ins Wehr. Langwierige Prozesse endeten im Vergleich: Die Brausemühle verzichtete auf die Wasserkraft und bekam im Gegenzug Strom vom Kraftwerk.

Schon Mitte der 1920er Jahre hatte das EMR das Netz der Stadt Herford übernommen. Irgendwann gaben alle Privatnetzbetreiber auf, aus technischen und wirtschaftlichen Gründen, zermürbt im Kampf um Genehmigungen. Mit dem Ende der Brausemühle war das gesamte Stromnetz in der Hand des EMR – ein entscheidendes Machtmittel im Energiegeschäft.

Das bekamen in den 1970er und 1980er Jahren die Eigentümer von kleinen Wasserkraften zu spüren, die mit ihren alten Anlagen Strom erzeugen und einspeisen wollten. Die Umweltbewegung hatte die Idee nach vorne gebracht. In vielen Fällen hätte sich die Investition in eine Wassermühle gelohnt, wenn der eingespeiste Strom anständig bezahlt worden wäre. Woran die Netzbetreiber aber kein Interesse hatten. Trotzdem zog Gottlieb Ewering 1987 sein Projekt durch. Als eine der ersten landesweit speist seine Wassermühle an der Warmenau in Spenge sauberen Wasserkraftstrom in das Netz der NIKE.

In Zeiten der Energiewende ist manches leichter: An der Werre speist das frühere Mühlenwerk Kissler eine ordentliche Menge Wasserkraftstrom ins Netz und an etlichen Stellen im Kreisgebiet bestünde die Möglichkeit dazu. Von diesen Bedingungen hätten die Schürmanns und Riepes, Bokelmanns und Ewerings, Krügers und Akemeiers nicht zu träumen gewagt.

Könnte es sein, dass es Zeit ist für ein paar neue Projekte? Es müssen ja nicht immer nur die Männer machen.



Marmorplatten: Sie trugen Schalter, Regler, Sicherungen. Foto: LWL



Brausemühle: Die Kraft der Else trieb Müllereimaschinen, Sägewerk und Generatoren an. FOTO: KIEL-STEINKAMP

Das Thorshühnchen vom Füllenbruch

Was schwimmt denn da mit ruckartigen Bewegungen zwischen den schwarzen Blässhühnern umher?

VON ECKHARD MÖLLER

Für Klaus Nottmeyer war es ein Routinegang: Der Leiter der Biologischen Station Ravensberg war am 12. September nachmittags im Naturschutzgebiet Füllenbruch vor Oetinghausen unterwegs, um Vögel zu kartieren. Doch dann wurde es doch noch ein aufregender Nachmittag.

Vom Grasweg, der von der Ziegelstraße nach Westen führt, konnte er über den schmalen Schilfsaum auf den ersten Teich schauen. Die schwarzen Blässhühner waren immer da. Aber dort schwamm mit ruckartigen Bewegung ein kleiner hellgrauer Vogel sehr hektisch in einem engen Kreis.

„Odinshühnchen“ – schoss es Nottmeyer durch den Kopf. Die typische Art der Nahrungssuche auf der Wasseroberfläche, das ständige Picken nach kleinen Beutetieren – zuletzt hatte er sie auf einer Urlaubstour durch Island im Brutgebiet gesehen.

Nottmeyer telefonierte Kollegen herbei, er trieb sie zur Eile. Nach zehn Minuten war der erste im Laufschrift vor Ort – der kleine Vogel war zum Glück noch da.

Aber er hatte keinerlei Streifen auf dem Rücken, wichtige Kennzeichen von Odinshühnchen in dieser Jahreszeit. Und der Schnabel war auch nicht fein wie eine Nadel. Also: Kein Odinshühnchen, sondern eine noch



Unterwegs von der Arktis nach Süden: Als das Thorshühnchen sich im Füllenbruch ausruhte, liefen die Kameras heiß.

FOTO: MÖLLER

viel seltenere verwandte Art, ein Thorshühnchen, das noch nie im Herforder Kreisgebiet entdeckt worden war.

Jetzt wurde es richtig hektisch: Zahlreiche Ornithologen wurden informiert, und bis zur Dämmerung trafen immer mehr Beobachter am Schilfteich ein. Für fast alle war es ein fantastisches Erfolgserlebnis – das erste Thorshühnchen ihres Lebens. Die Kameras liefen heiß.

Am nächsten Morgen war der seltene Gast verschwunden, er war offenbar weitergezogen. Es

war nicht nur das erste Thorshühnchen für den Kreis Herford, sondern auch das erste in ganz Ostwestfalen und erst das siebte in Nordrhein-Westfalen seit dem Jahr 2000.

Thorshühnchen sind kleine Dinger. Sie sind rund 20 Zentimeter lang und nur etwa 50 Gramm schwer. In ihren Brutgebieten in der Arktis tragen sie ein rostrotes Prachtkleid, das sie unverwechselbar macht.

Wenn der kurze arktische Sommer zu Ende geht, machen sie sich auf den langen Weg nach

Süden, die Küsten entlang oder über das Meer. Den Winter verbringen sie aber nicht etwa am Bodensee oder auf Talsperren in Spanien, sondern weit draußen auf dem offenen Atlantik vor West- und Südwest-Afrika. Sie bleiben die ganzen Monate auf dem Meer und tanzen dort wie Korken auf den Wellen.

Entsprechend selten sind Funde von Thorshühnchen hier im Binnenland von Westfalen. Die besten Chancen, in Deutschland welche zu sehen, bieten die Herbstmonate an der Nordsee-

küste. Aber auch dort muss man großes Glück haben – oder Kollegen vor Ort, die die Nachricht schnell verbreiten.

Die Frage, wo das junge Thorshühnchen vom Füllenbruch in diesem Sommer aus dem Ei gekrochen ist, wird sich nie beantworten lassen. Sicher ist nur, dass es dort oben im Eisland keine Bäume oder Schilf sehen konnte wie in Hiddenhausen. Hoffentlich hat es hier genügend Eiweiß-Energie für den Weiterflug in den Südatlantik auftanken können.

Unscheinbarer Einwanderer: Das Japanische Liebesgras

Klein und strohbraun wächst es aus den Pflasterritzen / Zuerst tauchte es bei Brünger in der Wörde auf

Globalisierung ist auch für Biologen ein Begriff: Immer wieder entdecken sie Neueinwanderer, die als Sprosse oder Samen mit den menschlichen Verkehrs- und Güterströmen unsere Gegend erreicht haben. So entdeckte der Dortmunder Botaniker Dietrich Büscher 2008 bei einem Verwandtenbesuch in Enger direkt vor dem Restaurant ‚Brünger in der Wörde‘ ein unscheinbares Gras in den Pflasterritzen – das Japanische Liebesgras (*Eragrostis multicaulis*), ein neuer Einwanderer aus Ostasien. Es war natürlich der erste Nachweis im Kreis Herford und weit darüber hinaus.

Erst später, im Jahr 2010, veröffentlichte er seinen Engeraner Fund beiläufig im ‚Jahrbuch des Bochumer Botanischen Vereins‘. Als ich durch Zufall auf diese Arbeit aufmerksam wurde, war die Neugier geweckt. Im November 2011 begann die Suche

bei ‚Brünger in der Wörde‘. Und tatsächlich wuchsen dort im Pflaster und an der Bordsteinkante etliche braune unbekannte Gräser.

Fotos vom Standort waren leicht; die Identifizierung erwies sich als erheblich schwieriger. Einige Exemplare wurden in einer Pflanzenpresse getrocknet und später an Spezialisten geschickt. Als Heinz Lienenbecker in Steinhagen, Altmeister der ostwestfälischen Botaniker, dann den Daumen hob und sagte: „Ja, das ist Japanisches Liebesgras!“, war die Freude groß.

Dieses Gras, das aus Ostasien inklusive Japan stammt, ist zwar schon 1825 zum ersten Mal in Deutschland nachgewiesen worden, blieb aber offenbar auf wenige Botanische Gärten und ihre Umgebung beschränkt, deren internationaler Pflanzenverkehr solche Ansiedlungen begünstigte. Im Standardwerk ‚Verbreitungsatlas der Farn- und Blüten-



Handgross: Ein ostasiatisches Rispengras mit schönem Namen.

FOTO: MÖLLER

pflanzen in NRW“ von 2003 ist das Gras noch gar nicht erwähnt. In Westfalen wurde es zum ersten Mal 2002 in Kamen entdeckt, 2006 dann in Dortmund. Seitdem haben detaillierte Untersuchungen im Ruhrgebiet zahlreiche weitere Fundpunkte erbracht. Möglicher-

weise ist die asiatische Art aus den Niederlanden über die Grenze gekommen.

Als wohl einziger in Frage kommender „Transporter“ gilt der Autoverkehr: Die feinen Samen werden an den Reifen und anderen Fahrzeugteilen offenbar über weite Strecken mitgerissen. Sind sie erst einmal in einem neuen Gebiet angekommen, dürften auch Schuhsohlen von Menschen wesentlich zur weiteren Ausbreitung dort beitragen.

Auffällig ist nämlich bei fast allen Fundpunkten, dass das feine Gras bevorzugt in Pflasterritzen wächst. Diese sind meist mit unterschiedlichen Sandmischungen gefüllt, die von einer feinen Humus- oder Moosschicht nach oben abgeschlossen sind. Das ist genau das Saatbett, in dem das Liebesgras nur wenig Konkurrenz von anderen Pflanzenarten hat.

Dass es dabei von den Schu-

hen der Menschen immer wieder zertreten oder von Fahrzeugreifen gequetscht werden, scheint ihm nicht viel auszumachen. Trittfestigkeit ist ein Markenzeichen.

Im Frühjahr, wenn alles ergrünt, braucht man nicht nach dem Japanischen Liebesgras zu suchen. Es kommt erst richtig im Juni und blüht dann im Hochsommer. Im Spätherbst und Winter fällt es durch seine graubraune strohige Farbe unter dem Grün anderer Gräser meist sofort auf.

Dieser Einwanderer aus Ostasien ist jetzt auch schon im benachbarten Bad Salzuflen in der Nähe der Gradierwerke gefunden worden. Es ist daher unwahrscheinlich, dass im Kreis Herford die Bordsteinkante vor ‚Brünger in der Wörde‘ in Enger der einzige Wuchsort ist. Unscheinbare kleine strohbraune Gräser in Pflasterritzen – das ist das Suchbild.

ECKHARD MÖLLER

Der gärtnernde Kontrabassist

HF-Serie Migrations-Geschichte(n): Théophile Bonhert

VON MONIKA GUIST

Es ist kein reibungsloser Start, als Théophile Bonhert sein Herforder Leben beginnt. Der junge Musiker bewarb sich 2002 als frisch examinierter Kontrabassist bei der Nordwestdeutschen Philharmonie.

„Das Probespiel war im Mai, es war ein wolkiger Tag. Nach dem erfolgreichen Vorspielen, bei dem ich nicht besser, nicht schlechter als sonst gespielt hatte, brachte mich ein Kollege zum Bahnhof. Direkt davor hatten wir einen Unfall, das Auto war richtig kaputt“, erinnert sich Théophile an seinen ersten Tag in Herford.

Die Kollegen im Orchester empfanden sein Vorspiel „den Herausforderungen würdig“. Sie nahmen ihn im bekannten Landesorchester für Ostwestfalen-Lippe auf.

Kurzerhand zog der 26-jährige Familienvater nach Herford, wo er eine schöne Wohnung gefunden hatte. „Als wir mit dem Umzugswagen vor unserem Haus standen, war die Wohnung noch eine Baustelle. Der Vermieter hatte uns keineswegs vorgewarnt. Die ersten zwei Monate haben wir in einer Notwohnung ohne Küche, ohne Betten verbracht.“ Ein schwieriger Anfang für seine Frau und die beiden Kinder, die kaum ein Wort deutsch sprachen.

Théophile Bonhert hatte bereits in seiner Studienzeit an der Freiburger Musikhochschule deutsch gelernt. Dennoch enthält für ihn die fremde Sprache bis heute etwas Hinderndes. Wenn man seine Gefühle und Gedanken nicht spontan äußern, die Dinge nicht schnell genug erfassen kann, fühlt man sich mit dem eigenen Land manchmal sehnsüchtig verbunden, erklärt er.

Geboren im April 1976 in Bourges, einer Stadt 250 Kilometer südlich von Paris, zog er im Alter von acht Jahren mit seinen Eltern und deren Keramikwerkstatt nach Colmar ins Elsass.

Als Vierzehnjähriger wollte er nicht mehr Violoncello spielen, probierte auf Drängen seiner Eltern aber den Kontrabass aus. Sein Lehrer, Herr Brumm, war so überzeugend, dass er das Instrument zu seinem Beruf und Lebensbegleiter machte.

Bevor Bonhert Orchestermittglied der Nordwestdeutschen Philharmonie wurde, spielte er in verschiedenen Ensembles insbesondere experimentelle Musik. Dieser Anteil fehlt ihm bei seiner Arbeit in dem Herforder



Musiker und Gärtner: Théophile Bonhert liebt seinen Garten, die Erde und das damit verbundene Leben und Arbeiten. FOTOS: KIEL-STEINKAMP

Orchester. „Früher hab ich sehr viel improvisiert und neue Musik gespielt, aber diese Musiker sind in Freiburg geblieben. Im Orchester spielen wir immer wieder ähnliche Sachen. Es gibt nach zehn Jahren kaum noch Herausforderungen im Dienst.“

Er könnte sich vorstellen, dass die Orchesterleitung die Programmgestaltung mutiger angehen könnte. Zu groß sei die Furcht, dass ein Teil des Publikums, „das die „drei B“ liebt (Beethoven, Brahms, Bruckner) in einer Zeit der finanziellen Unsicherheit von moderner Musik verschreckt wird, obwohl ‚frische Töne‘ nachweislich ein Erwachen des Zuhörens ermöglichen.“

Théophile Bonhert fehlt eine klare Entscheidung der regionalen Politiker für ihr Orchester, das volle Sätze garantiert, aber es nicht schafft, seine Musiker langfristig abzusichern.

Nicht zuletzt deshalb suchte er einen Ausgleich zur Musik. Er fand sein Gleichgewicht im handfesten Bauen und Renovieren

an seinem Fachwerkhaus auf dem Land in der Nähe von Herford, das er 2006 kaufte.

„Mein Interesse gilt meinem Gemüsegarten, der nachhaltigen Landwirtschaft und dem ökologischen Bauen. In meinem Haus ist alles mit natürlichen Materialien wie Holz, Lehm, Kalk renoviert worden. Meine Frau und ich haben alles selber gemacht vom Stromverlegen bis zum Putz.“

Seit 2006 lebt er in dem gemütlichen Bauernhaus und versteht sich bestens mit seinen Nachbarn. Der eine ist Landwirt, der andere Gärtner im Umweltzentrum Heerser Mühle in Bad Salzungen. Dort initiierte und gestaltete der Musiker einen Recycling-Garten, der im Juni 2005 eröffnet wurde.

Bonhert liebt seinen Garten, die Erde und das damit verbundene Leben und Arbeiten. Er sieht es als menschliche Verpflichtung, sie gut zu behandeln. Deshalb setzt er sich für den ökologischen Anbau ein. Er sieht einen großen Widerspruch im tra-



Bei der Arbeit: Übungsstunde im eigenen Fachwerkhaus.



Ausschnitt: Am 8. Februar 1994 in einer Elsässer Zeitung.

ditionellen Gedanken, wenn Landwirte, die seit Generationen auf ihrem Land leben, „von den verräterischen Subventionen verleitet, dieses aus kurzfristigen Profitgründen langfristig verseuchen.“

Man möchte meinen, dass sich Théophile Bonhert nach so viel harter, aber leidenschaftlicher Arbeit auf seinem Herforder Grundstück verwurzelt fühlt, dass er sein Zuhause hier gefunden hat.

Lachend erwidert er, dass er noch nicht weiß, wo sich sein zu Hause wirklich befindet. „Als Franzosen sind wir hier mehr als freundlich aufgenommen worden. Das Glück haben nicht alle Migranten. Aber mein ideales Zuhause wäre ein Ort mit mehr Gerechtigkeit und Gleichheit. Wo ist das? Ich fühle mich als Bewohner der Erde, die ein Geschenk ist, das wir genießen, hüten und respektieren sollten.“

Dieses Zuhause kann für ihn überall sein – denn die erdverbundene Liebe und Achtsamkeit zieht mit.

Riuhfruost

VON HEINZ KÜTING

Wo mäin Auge hönne glitt,
is de Welt säo witt, säo witt
van riuhen Fruost.

Jeder Baum in Holt un Huof
hänget vull van Süllwerstuof
iut riuhen Fruost.

Süllwer sitt up Ackerbriun
süllwern blänket Bus un Tiun
van riuhen Fruost.

Süllwer liggt up Dahl un Biäg
Sonne drüfft ne ni merr wiäg
van riuhen Fruost.

Niehm en gudden Roht van
mäi:
Hall däi jau et Hiäte fräi
van riuhen Fruost!

Heute: Kleine Vokabeln
hönne - hin
van - von
vull - voll
up - auf
ni - nicht
merr - mehr
ne - ihn
wiäg - weg
däi - dir
et - das

Ein Abend über Ralf Arnie

In HFNr. 82 erinnerte Jörg Militzer an den in Löhne und Bünde aufgewachsenen Komponisten berühmter Lieder wie „Tulpen aus Amsterdam“, Ralf Arnie/Arthur Niederbremer. Aus Leser-Reaktionen und mit Hilfe seiner Witwe Renate Arnie wird anlässlich des 10. Todestages am 19. Januar 2013 ein Erinnerungsabend an den Musiker von der VHS-Geschichtswerkstatt Bünde ausgerichtet. Es wird das Leben Niederbremer nachgezeichnet und anhand von Bildern dokumentiert. Doch auch Zeitzeugen kommen zu Wort und nicht zuletzt werden Arnies Melodien erklingen. Moderiert wird der Abend im Dammhaus von Spurensucher, Stadtführer und Leiter der Geschichtswerkstatt Jörg Militzer. Karten gibt es im Vorverkauf beim Stadtmarketing Bünde im Rathaus.

HF Magazin
Impressum

Beilage, herausgegeben vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, S. Krüger, C. Laue, C. Mörstedt, E. Möller, F.M. Kiel-Steinkamp), verantw. für Redaktion H. Braun, Herford; für Anzeigen M.J. Appelt, Bielefeld; Herstellung J.D.Küster Nachf. Druckdruck GmbH&Co KG, Bielefeld

Das Gefühl der Brüderlichkeit

Freunde des Ihr – Die Geschichte einer Herforder Bewegung für die trauliche Anrede

VON SVEN KRÜGER

Gut 150 Jahre nach offizieller Einführung der Anrede „Sie“ im deutschen Sprachraum machte sich in den 20er-Jahren des 20. Jahrhunderts eine Gruppe honorierter Herforder Bürger für die Wiedereinführung der älteren Anredeform stark. Die „Freunde des Ihr“ erregten mit ihrer Initiative internationale Aufmerksamkeit.

Für heutige Ohren mag die Mehrzahlform „Ihr“ gestelzt klingen. Doch den „Freunden des Ihr“ ging es um etwas anderes: Sie wollten „auf sprachlichem Gebiete dazu beitragen, dass Ständedünkel, Unnatur, Kastengeist verschwinden und das Gefühl der Zusammengehörigkeit gefördert werde“, wie eine Zeitschrift, es war das Blatt der Schwerhörigen, anerkennend schrieb.

1916, mitten im ersten Weltkrieg, schreibt der Herforder Fritz Böckelmann in einer anderen Zeitschrift („Vortrupp“) einen Artikel, in dem er sich für die Wiedereinführung der Anrede mit Ihr und Euch einsetzt. Das ist die älteste bekannte Quelle dieser Bürgerinitiative.

Böckelmann glaubte, mit einer Rückbesinnung auf die Schönheit der deutschen Sprache Kultur und Heimatverbundenheit stärken zu können:

„Wohl drängt jetzt der Kampf der Waffen jedes andere Anliegen in den Hintergrund, aber hohe Ziele, auch für unsere Sprache, zu erstreben, dazu fordert dieses gewaltige Zeit geradezu heraus.“ An anderer Stelle: „Das verheißungsvolle Gefühl der Brüderlichkeit zu erhalten. Das muss das Ziel sein.“

In der „Zopfzeit“ um Friedrich den Großen zwischen Rokoko und Klassizismus war man dazu übergegangen, die dritte Person Plural als Anrede auch für einzelne Personen zu verwenden. Dieses neue „Sie“ galt in der französisch geprägten Mode als Gipfel der Feinheit.

Im ländlichen Westfalen hatte sich diese Etikette allerdings bis ins zwanzigste Jahrhundert nicht komplett durchsetzen können. „Namentlich unsere ländliche Bevölkerung im Norden und Süden kann sich vielfach noch immer nicht mit dieser Anrede befreunden. Und wenn gewisse Kreise unseres Volkes mit ihr nicht zustande kommen, wenn der Westfale in das alte Ihr zurück fällt, so sollte man nicht darüber lächeln, sondern das gesunde Sprachgefühl dieser Volksgenossen anerken-



Kämpfer für das Ihr: Gymnasial-Professor Fritz Böckelmann



Kämpfer für das Ihr: Studienrat Karl Dubbert



Kämpfer für das Ihr: Gymnasialdirektor Theodor Denecke



Kämpfer für das Ihr: Gymnasiallehrer Prof. Dr. Paul Lümekmann

nen“, schreibt Böckelmann.

Besonderen Rückhalt genoss der Stadt-Historiker und spätere Leiter des Heimatmuseums im Kreis seiner Lehrerkollegen am Friedrichsgymnasium. Gleich vier von ihnen machten mit bei den „Freunden des Ihr“.

Sie blieben nicht allein. Es finden sich zahlreiche Namen gebildeter und wohlhabender Bürger Herford in der Mitgliederdatei: Hermann Huchzermeyer, Tep-

„Sie, Sie. Das lautet meinen Ohren so unerträglich, zumal von meinen liebsten Freunden, dass ich es nicht sagen kann.“

Jakob Grimm nennt das Sie einen „Fleck im Gewande der deutschen Sprache.“ Mark Twain beschwert sich in „Die schreckliche deutsche Sprache“ über die Missverständlichkeit des häufig verwendeten Pronomens Sie: „Stellt euch die Armseligkeit einer Sprache vor, in der ein einzi-

steller Fritz Müller schreibt: „Das Dezemberheftchen war eine freundliche Überraschung. Habt Dank dafür. Ich wills nun auch richtig verdienen und das nächste Buch meiner Feder soll Sie-frei werden.“

Bei diesem Heftchen handelt es sich um eine Ausgabe der vom Freundeskreis herausgegebenen Broschüre „Pfleget das Ihr“, die ab 1929 viermal jährlich erscheint und die bei den Buchhandlungen Wolff, Menckhoff und Kortkamp sowie der Blaukreuz-Buchhandlung in Herford zu erwerben war.

Die auch im Abonnement erhältlichen Blättchen wurden bis nach Österreich, in die Schweiz, nach Südafrika und in die USA geschickt und erfuhren dort Beachtung in der Presse. Sogar die Chigagoer Sonntagspost lässt den Herforder Böckelmann zu Wort kommen: „Der Abfall vom Sie würde viel allgemeiner werden, wenn es gelänge, die Deutsch-Amerikaner für das Ihr, das sich ja mit dem You

sprachlich deckt, zu erwärmen.“

Während die Freunde des Ihr die Ästhetik der Sprache fördern, die Wärme der Anrede anstreben und sich am Ausland orientieren, verfolgen manche ihrer Unterstützer ganz andere Ziele.

So schreibt Heinrich Eichinger vom Bund der Germanen: „Es geht nun nicht an, auf der einen Seite Fremdes zu bekämpfen, auf der anderen Seite Fremdes zu gebrauchen. Wir meinen damit die Fremdwörter in den Werbeschriften des genannten Kreises, z.B. Nr statt Folge, März statt Lenzmond, Harmonie statt Wohlklang usw. Völkische Arbeit bedingt Bekämpfung jedes Fremdtums auf allen Gebieten.“

Der jungdeutsche Orden, in dem das Ihr als durchgesetzt galt, wurde 1933 verboten.

Zahlreiche Persönlichkeiten äußern sich in Briefen an Böckelmann begeistert von der Anwendung des Ihr, sprechen aber auch von Schwierigkeiten.

So klagt der Geistliche Johannes Siebalt aus Breslau: „Da ich als Abstinenter im Kreise meiner Mitbrüder sowieso schon als ‚verrückter Stiefel‘ galt, wurde dieser Eindruck noch vermehrt. Es gab viele Kämpfe und Leiden! Fünf voll Jahre habe ich das Ihr mit heiligem Trotz als alleinige Anrede gebraucht. Da sagte mir ein lieber Freund, dass ich damit so viel Anstoß gäbe, dass meine Wirksamkeit als Seelsorger in Frage gestellt wäre.“

Mit dem Tod Böckelmanns im Jahr 1934 scheint die Bewegung zu enden. Sie wird aber nicht komplett vergessen. Rainer Pape schreibt 1982: „Und noch heute trifft man ab und zu einen seiner alten Herforder Schüler, der mehr oder weniger ernsthaft im Gespräch mit Wisenden das trauliche Ihr benutzt.“

»Sie, Sie. Das lautet meinen Ohren so unerträglich«

pichfabrikant und Großmeister der Bruderschaft Herford des jungdeutschen Ordens; Theodor Denecke, Studiendirektor am Friedrichs-Gymnasium; Heinrich Decius, erster Rektor der Mittelschule.

Sie beziehen sich streitbar auf bekannte Dichter und Denker. So schreibt Johann Wolfgang Goethe 1765 in einem Brief:

ges Wort die Arbeit von sechs Wörtern tun muss.“

Um die Wiedereinführung des Ihr zu erreichen, setzt der Kreis der „Freunde des Ihr“ Gott und die Welt in Bewegung. Die Freunde schreiben Briefe an Schriftsteller, Verbände, den Reichspräsidenten und sogar an den Kaiser.

Einige antworten. Der Schrift-



Die Brutstätte der Bewegung: Lehrerkollegium des Friedrichs-Gymnasiums (um 1925), stehend im dunklen Anzug Direktor Denecke.

FOTOS: KAH/SCHULARCHIV FGH